

TIMOTHY G. SAUNDERS

## DEMOGRAPHIE, MENTALITÄTSWANDEL UND „NATÜRLICHE FRUCHTBARKEIT“ IM HUNSRÜCK IN DER FRÜHEN NEUZEIT

Die Kurzschlußgefahr – die Versuchung, aus einer ungenügenden Beweislage Schlußfolgerungen zu ziehen, die eine vorgefaßte These bestätigen – lauert in der Arbeit des Historikers allgemein und selbstverständlich auch in der des Historiker-Demographen. Er arbeitet mit jahrhundertealten, unvollständigen und einseitigen Quellen, die für eine statistische Analyse bei der Erstellung nicht vorgesehen waren. Er „vergewaltigt“ sie mit einer Methodik, die nur eine grobe Ähnlichkeit mit der Vorgehensweise eines Statistikers vorweist. Seine Ergebnisse sind stark interpretationsbedürftig, so daß die Suche nach Lösungen immer weiter weg von den ursprünglichen Interessensbereichen des Fachgebiets führt, bis hin zu einer Situation, in der die vermeintlichen bevölkerungsgeschichtlichen „Fakten“ nur als Randerscheinung in umfassenderen sozialgeschichtlichen Untersuchungen eingebettet werden. Besonders schwierig wird es, wenn man von dem Historiker-Demographen erwartet, Mentalitätsgeschichte statistisch faßbar zu machen. Denn der Historiker will nicht so sehr etwas über Brauch und Sitte in einem bestimmten Ort erfahren, als vielmehr eine Kausalität von Verhaltensmustern erfassen, die eine geistesgeschichtliche Entwicklung mit einem Wandel des Bewußtseins und daher des Verhaltens verknüpft. Um die Frage „warum“ gebührend beantworten zu können, muß die Frage „was“ in den Hintergrund treten. Wenn die Beschreibung der Lage aber unzulänglich gelungen ist, ist ihre Interpretation überflüssig.

Typisch für die historische Demographie in Deutschland ist der Versuch, aus Mikrostudien allgemein gültige Thesen zu entwickeln. An der Schnittstelle zwischen dem Lokalen und dem Allgemeingültigen entstehen viele Mißverständnisse, die zu einem verzerrten Bild der Bevölkerungsweise in historischer Zeit führen können. Man muß sich im klaren sein, welche Schlußfolgerungen zulässig sind. Aus einer Mehrzahl von Untersuchungen zu verschiedenen Orten kann man allgemein gültige Verhaltensmuster etwa für eine Region postulieren. Es ist durchaus berechtigt, auch unterschiedliche Ergebnisse – entsprechend gewichtet – zusammenzurechnen, um Durchschnittswerte – etwa für das weibliche Heiratsalter, für die Lebenserwartung oder die Höhe der Illegitimität – zu ermitteln. Aus *einer* Studie zu *einem* Ort könnte man – mit gebotener Vorsicht – schließen, daß bestimmte Phänomene vorgekommen sind, zum Beispiel Verhaltensunterschiede zwischen einzelnen Konfessionsgruppen oder sozialen Schichten. Man kann auch die Interaktion verschiedener Teile des demographischen Systems beobachten, aber die Erklärungsmodelle bleiben provisorisch und müssen in jedem Fall einer Prüfung durch weitere Mikrostudien unterzogen werden. Selbst wenn eine Mehrzahl von Mikrostudien vorliegt, ist es gewagt zu behaupten, daß ein bestimmtes Phänomen nie vorkam, oder daß ein bestimmter kausaler Zusammenhang etwa zwischen Mentalität und Verhalten immer bestand oder typisch für eine Zeit war. Bei aller Be-

geisterung für die Früchte des Forschens dürfen die Tücken der Methodik und die Beschaffenheit der Quellen nie aus dem Auge verlorengehen, wenn wir die für eine sozialgeschichtliche Interpretation wirklich geeigneten Ergebnisse herausfiltern wollen.<sup>1</sup>

Die folgenden Ausführungen mögen demonstrieren, daß manche Fragen doch noch mit empirischen Mitteln erläutert werden können und müssen, und als Anregung dienen, diese Seite der historischen Demographie nicht zu vernachlässigen und nicht zu nur einem Werkzeug unter vielen bei breit angelegten wirtschafts- und mentalitätsgeschichtlichen Werken zu degradieren. Eine Untersuchung der Kleinstädte im Hunsrück wurde mit den klassischen Methoden der historischen Demographie durchgeführt.<sup>2</sup> Es handelt sich um eine große Mikrostudie, wobei die Datenmengen – es wurden beispielsweise 1321 Familien rekonstituiert und insgesamt über 20.000 Geburtseintragungen aufgenommen – für die Repräsentativität der Ergebnisse zumindest für dieses Gebiet im Zeitraum dieser Untersuchung sprechen sollten.

Kirchberg, Kastellaun und Gemünden waren zwischen dem Dreißigjährigen Krieg und dem Niedergang des Ancien régime kleine Acker-Bürger-Städte, jeweils Sitz einer herrschaftlichen Verwaltung, jeweils teilten sich – seit der Gegenreformation – zwei Konfessionsgruppen die Stadtkirche. In Kastellaun waren die Bewohner der Stadt Lutheraner und Katholiken, in Kirchberg und Gemünden waren eine reformierte und eine katholische Gemeinde vor Ort. Die reformierten und katholischen Gemeinden umfaßten jeweils nicht nur die Stadt, sondern auch einige Dörfer im Umland. Die drei Städte liegen eng bei einander, befanden sich aber in drei verschiedenen Herrschaftsgebieten: das Amt Kastellaun war (bis 1776) ein badisch-pfälzisches Kondominium, das Amt Kirchberg war ab 1708 rein badisch, Gemünden war eine reichsritterschaftliche Herrschaft der Familie von Schmidburg. Der Hunsrück ist ein abgelegener Landstrich, umgeben von Waldgebieten und tiefen Tälern, abseits der Großstädte und der Hauptverkehrswege. Aus diesem Grund und wegen der Fülle von überlieferten (proto-) statistischen Quellen eignet er sich für Untersuchungen zum alten demographischen System.

Einige Autoren haben sich mit konfessionsspezifischem Verhalten auf lokaler Ebene beschäftigt und die Ergebnisse der Kirchenbuchauswertung verwendet, um die Auswirkung theologisch geprägter Denkmuster auf das Alltagsleben des Einzelnen zu belegen. Als ein „typisch katholisches“ Verhalten wird zum Beispiel die Tatsache bezeichnet, daß katholische Eltern ihre Kinder sehr schnell nach der Geburt zur Taufe brachten.<sup>3</sup> Die Sorge um das Seelenheil des Kindes ging sogar soweit, daß die He-

---

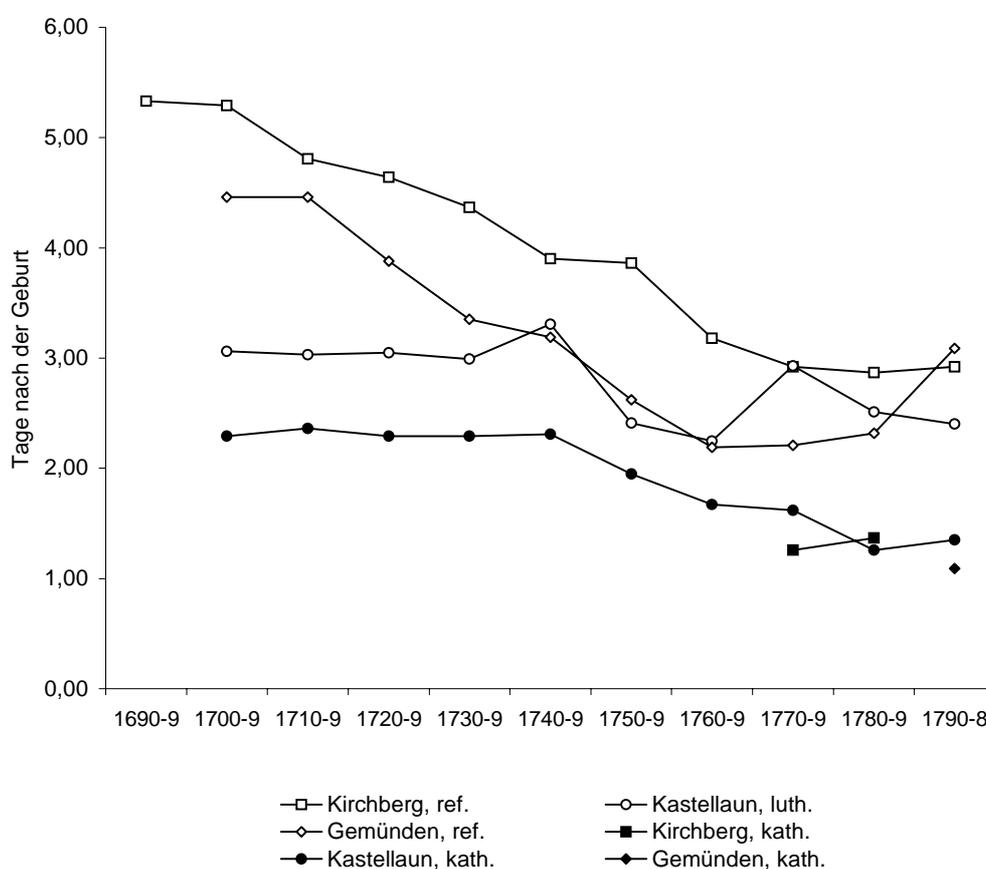
1 Es reicht zum Beispiel als Nachweis der Geburtenkontrolle allein nicht aus, festzustellen, daß Unterschiede im Fertilitätsniveau zwischen sozialen Schichten, Konfessionsgruppen oder Heiratskohorten bestanden, trotzdem wird gelegentlich große Mühe in Erklärungsversuche investiert, die diesen Kurzschluß als Ausgangsbasis annehmen.

2 Timothy G. SAUNDERS: Familie, Fortpflanzung und Bevölkerungsentwicklung im Hunsrück. Eine historisch-demographische Untersuchung der Lebensverhältnisse und gesellschaftlichen Strukturen in Kirchberg, Kastellaun und Gemünden 1650-1800 (Europäische Hochschulschriften: Reihe 3, Geschichte und ihre Hilfswissenschaften 674), Phil. Diss. Mainz 1993, Frankfurt am Main 1995.

3 Peter ZSCHUNKE: Konfession und Alltag in Oppenheim. Beiträge zur Geschichte von Bevölkerung und Gesellschaft einer gemischtkonfessionellen Kleinstadt in der frühen Neuzeit. (Veröffentlichungen des Instituts für Europäische Geschichte Mainz, Abteilung für

bammen mit der Befugnis ausgestattet wurden, den schwächsten Kindern noch im Mutterleib eine Nottaufe zu spenden. Martina Rommel hat bei Untersuchungen der Zeitspanne zwischen Geburt und Taufe in der Stadt Worms im 19. Jahrhundert die frühe Taufe als die traditionelle Verhaltensweise charakterisiert.<sup>4</sup> Die Frage stellt sich jedoch, ab wann es in der protestantischen und der katholischen Handhabe einen Unterschied gab. Denn wir können nicht annehmen, daß die Bevölkerung die liebgewonnene Praxis vergangener Zeiten plötzlich und auf einmal verließ – etwa mit der Einführung der lutherischen Kirchenordnung in der Pfalz Mitte des 16. Jahrhunderts oder mit der Wiederzulassung des katholischen Kultus in den 1680er Jahren. Aufschluß bieten die in Figur 1 zusammengefaßten Daten aus den Hunsrücker Gemeinden.

Figur 1: Der durchschnittliche Abstand zwischen Geburt und Taufe in Kirchberg, Kastellaun und Gemünden 1690-1798



Abendländische Religionsgeschichte 115), Diss. Phil. Mainz 1983, Wiesbaden 1984, S. 154.

4 Martina ROMMEL: Die Wormser und ihre Stadt 1750-1875, Demographische, soziale und konfessionelle Aspekte des Wandels von der Ackerbürger- zur Fabrikarbeiterstadt (Quellen und Forschungen zur hessischen Geschichte 107), Darmstadt und Marburg 1996, S. 172.

*Tabelle 1: Die Verteilung der Taufen auf Wochentage in Kirchberg, Kastellaun und Gemeinden 1650-1798*

a) Die reformierte Gemeinde zu Kirchberg (%)

	N	Unbekannt	So.	Mo.	Di.	Mi.	Do.	Fr.	Sa.
1656-99	1229	28	66,9	4,5	2,2	16,6	3,2	4,4	2,2
1700-49	2137	351	62,5	6,6	5,9	10,6	5,3	5,3	3,9
1750-98	2839	69	55,2	5,4	7,7	15,0	5,6	8,0	3,1

b) Die katholische Gemeinde zu Kirchberg (%)

	N	Unbekannt	So.	Mo.	Di.	Mi.	Do.	Fr.	Sa.
1675-99	945	0	62,1	9,6	7,5	4,9	7,4	3,5	5,0
1700-49	2293	785	49,5	8,8	10,7	8,1	11,5	5,7	5,8
1750-98	2857	69	23,7	12,4	13,4	11,8	15,0	12,4	11,2

c) Die lutherische Gemeinde zu Kastellaun (%)

	N	Unbekannt	So.	Mo.	Di.	Mi.	Do.	Fr.	Sa.
1650-99	485	4	49,7	6,9	11,4	10,4	9,6	8,5	3,5
1700-49	774	8	42,3	5,1	12,9	14,1	15,7	7,8	2,1
1750-98	928	34	33,8	7,9	11,4	14,0	14,5	11,6	6,7

d) Die katholische Gemeinde zu Kastellaun (%)

	N	Unbekannt	So.	Mo.	Di.	Mi.	Do.	Fr.	Sa.
1676-99	327	57	28,5	10,4	18,5	12,6	12,2	8,1	9,6
1700-49	1198	12	31,5	9,8	16,7	13,8	14,3	7,1	6,8
1750-98	1205	10	26,3	11,8	14,6	12,5	14,1	11,7	9,1

e) Die reformierte Gemeinde zu Gemeinden (%)

	N	Unbekannt	So.	Mo.	Di.	Mi.	Do.	Fr.	Sa.
1675-99	308	2	61,1	7,5	5,9	8,2	4,9	6,9	5,6
1700-49	652	83	49,2	4,4	10,0	12,3	11,6	6,9	5,6
1750-98	913	64	52,3	5,8	9,0	12,7	10,0	6,4	3,9

f) Die katholische Gemeinde zu Gemeinden (%)

	N	Unbekannt	So.	Mo.	Di.	Mi.	Do.	Fr.	Sa.
1695-99	31	0	67,7	0,0	12,9	9,7	3,2	0,0	6,5
1700-49	707	4	37,3	11,0	13,9	10,1	16,8	5,5	5,4
1750-98	739	3	27,4	9,4	14,1	13,2	15,2	11,4	9,2

Die Graphik scheint auf den ersten Blick den Gegensatz protestantisch/katholisch zu bestätigen. In den letzten Jahrzehnten des 18. Jahrhunderts war die durchschnittli-

che Zeitspanne zwischen Geburt und Taufe in allen drei katholischen Gemeinden deutlich kleiner als unter den Protestanten. In einer der katholischen Gemeinden (Kastellaun) reichen die Daten bis in das 17. Jahrhundert zurück. Hier scheint die Praxis der schnellen Taufe tatsächlich sehr alt zu sein. Die Graphik belegt anschaulich einen stetigen Wandel unter den reformierten Familien zu Kirchberg und Gemünden hin zu kürzeren Zeitabständen zwischen Geburt und Taufe im Laufe des 18. Jahrhunderts, ein deutlicher Unterschied zu der Praxis der katholischen Gemeinden bleibt aber bestehen.

In den katholischen Kirchenbüchern wurde häufig nur das Taufdatum notiert, deshalb können die kürzeren Abstände in den früheren Jahrzehnten nur in einer Gemeinde nachgewiesen werden. Es gibt aber eine andere Möglichkeit, der früheren Praxis der katholischen Eltern auf die Spur zu kommen. Man ermittelt zu jedem bekannten Taufdatum den Wochentag, an dem die Taufe zelebriert wurde; (vgl. Tabelle 1).

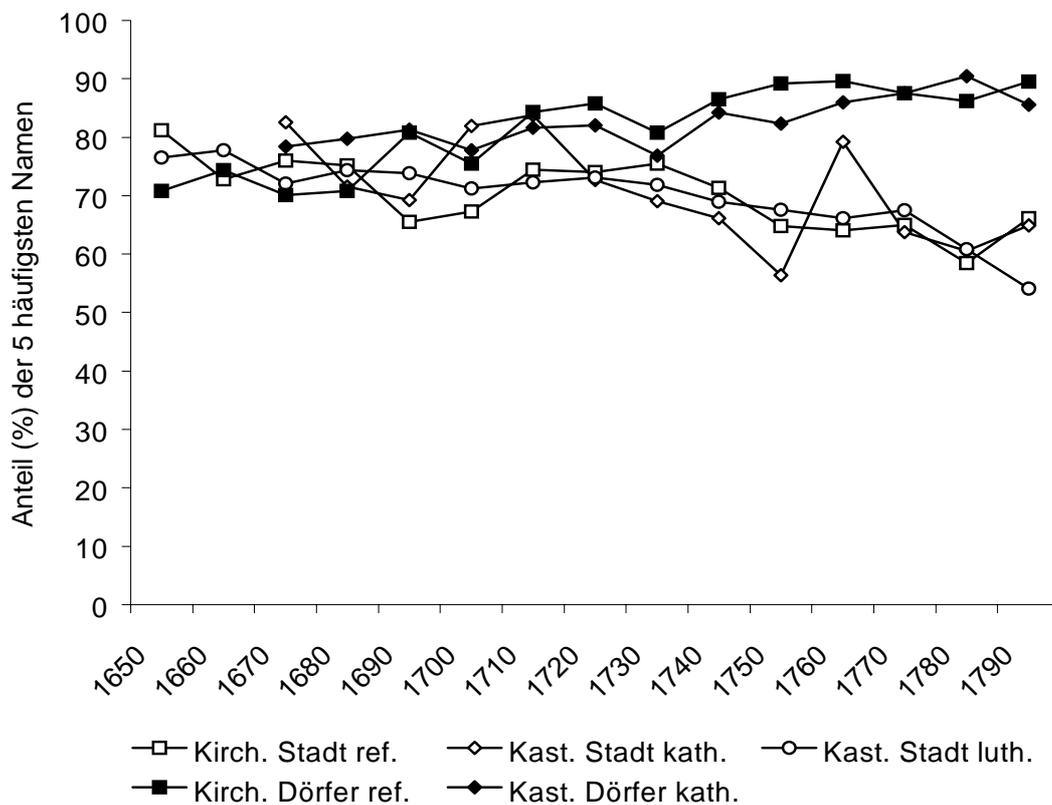
In allen untersuchten Gemeinden fand die Taufe vorzugsweise am Sonntag – wohl im Rahmen eines Gottesdienstes – statt. Dies ist nicht überraschend. Wenn aber nur wenige Tage nach der Geburt getauft werden sollte, war es nicht immer möglich, bis zum nächsten Sonntag zu warten. Entsprechend der Bereitschaft, etwas länger zu warten, ist der Prozentsatz der Taufen auf einem Sonntag in den protestantischen Gemeinden höher als bei den Katholiken. Dies gilt allerdings nicht zu allen Zeiten. Für die zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts ist die Relation protestantisch/katholisch in Kirchberg, Kastellaun und Gemünden wie erwartet. Aber wenn man das weiter zurückverfolgt, bleibt der Unterschied zwischen den Konfessionen nur in Kastellaun bestehen. In Kirchberg und (ansatzweise) in Gemünden findet man im 17. Jahrhundert genau dieselbe Anhäufung der Sonntagstaufern wie derzeit in den reformierten Gemeinden, das heißt die Zeitspanne zwischen Geburt und Taufe war vermutlich in beiden Konfessionsgemeinschaften gleich lang – durchschnittlich etwa fünf Tage. Handelt es sich dann doch nicht um ein „typisch katholisches“ Verhalten, oder ist das typisch katholische in diesem Punkt erst ein Produkt der Herausbildung einer bewußt anderen konfessionellen Identität in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts?

Eine weitere Frage, die bei diesem Forschungsprojekt mehrmals in das Blickfeld geriet, befaßt sich mit dem Gegensatz Stadt-Land. Kirchberg, Kastellaun und Gemünden im 18. Jahrhundert kann man als typische Acker-Bürger-Städte beschreiben. Die große Mehrheit der Einwohner war in der Landwirtschaft tätig, das Handwerk spielte eine untergeordnete Rolle. Für solche Orte müßte man vermuten, daß die demographischen Strukturen, die ja stark von der Tradition geprägt sind, in der Kleinstadt wie in deren Umland ähnliche Züge annehmen würden. Solches kann man allerdings für den Hunsrück in dieser Periode nicht ohne weiteres behaupten, denn Unterschiede gab es im durchschnittlichen weiblichen Heiratsalter, bei der innerehelichen Fruchtbarkeit, bei der Migration, der Illegitimität und anderem mehr. Man soll aber auch hier nach dem Zeitraum der Herausbildung von ländlichen und kleinstädtischen Strukturen suchen, denn auch hier ist kein plötzlicher Umschwung zu einer neuen Verhaltensweise – etwa bei der Verleihung des Stadtrechts – zu erwarten.

Eine Möglichkeit, ein „städtisches Bewußtsein“ ausfindig zu machen, bietet eine statistische Auswertung der Taufnamen. Die Wahl der Taufnamen war in den Hunsrücker Gemeinden äußerst konservativ. Eltern vergaben bei 70% bis 80% der Mädchenamen nur fünf verschiedene, nämlich Maria, Anna, Katharina, Elisabeth und Marga-

reth. Bemerkenswerterweise genoß der Name Maria in den protestantischen Gemeinden eine höhere Beliebtheit als bei den Katholiken. Das Gegenteil – was eher den heutigen Erwartungen entspricht – hat man anderenorts beobachtet und mit der Marienverehrung in katholischen Kreisen in Verbindung gesetzt. Doch die belegten Fälle sind lange nicht so häufig, daß sich hieraus auf eine Gesetzmäßigkeit schließen ließe. Es sind raffinierte Methoden entwickelt worden, um die Häufigkeit und Vielfalt der vergebenen Vornamen zu analysieren.<sup>5</sup> Fast ergiebiger ist aber die hier vorgezogene einfache Zählung der Namen, getrennt nach städtischen und dörflichen Familien, und die Feststellung des Anteils der weiblichen Taufnamen, der auf die fünf eben erwähnten beliebtesten Vornamen fiel; (vgl. Figur 2).

*Figur 2: Die Konzentration der weiblichen Vornamen in den ländlichen und städtischen Teilen der reformierten Gemeinde zu Kirchberg und der kath. Gemeinde zu Kastellaun und in der lutherischen Stadtgemeinde zu Kastellaun 1650-1798*



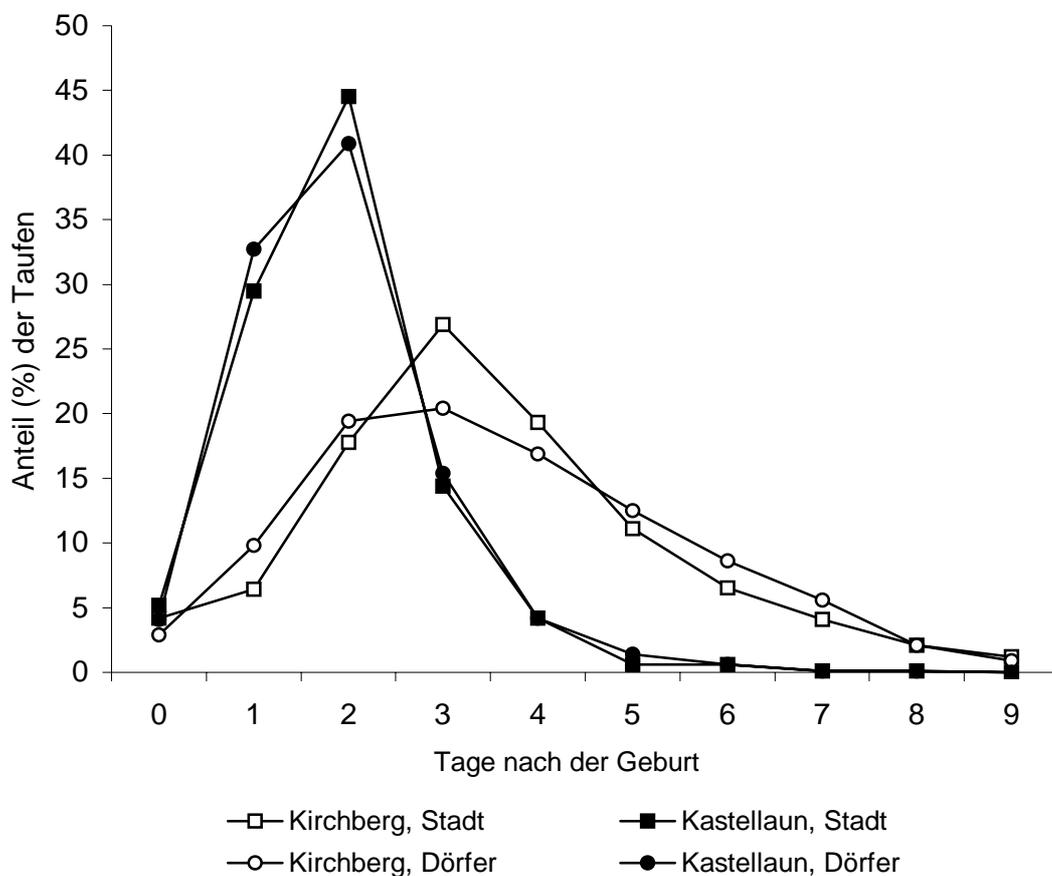
Im 17. Jahrhundert war die Praxis der Stadtbevölkerung nicht anders als in den umliegenden Dörfern. Im Laufe des 18. Jahrhunderts aber läßt sich eine klare Trennung im Verhalten erkennen, die Stadtbewohner benutzten immer mehr andere, neue,

<sup>5</sup> Vgl. Norbert OHLER: *Quantitative Methoden für Historiker. Eine Einführung. Mit einer Einführung in die EDV von Hermann Schäfer*, München 1980, 83ff.

ausgefalleneren Vornamen, während die Dorfbevölkerung auf dem alten Stand blieb – es ist sogar eine Steigerung im Anteil der fünf beliebtesten Vornamen zu verzeichnen.

Allerdings was die Zeitspanne zwischen Geburt und Taufe angeht, die – wie oben gezeigt – spätestens bis zum letzten Drittel des 18. Jahrhunderts von der konfessionellen Zugehörigkeit der Eltern beeinflusst wurde, scheint die Denkweise der Stadtbevölkerung sich von derjenigen der Landbevölkerung nicht zu unterscheiden; (vgl. Figur 3).

*Figur 3: Die Verteilung des Abstandes zwischen Geburt und Taufe in den ländlichen und städtischen Teilen der reformierten Gemeinde zu Kirchberg und der katholischen Gemeinde zu Kastellaun 1694-1798*

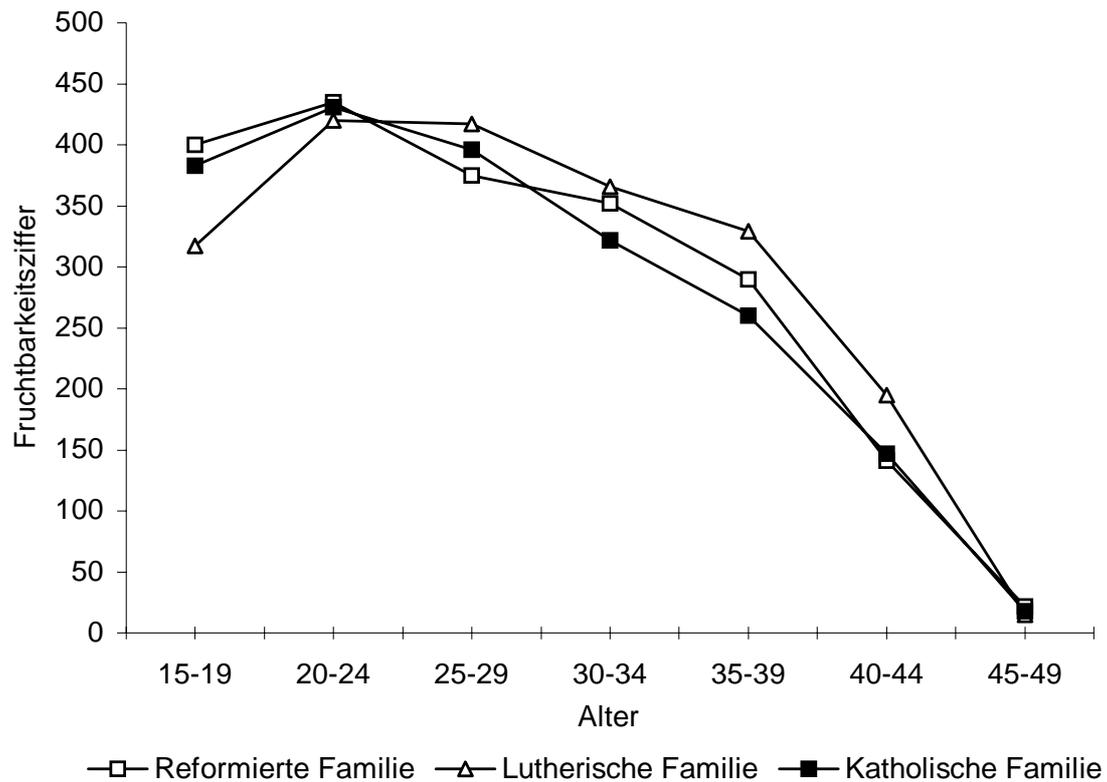


Die Graphik zeigt die Verteilung der Taufen nach der Geburt in der katholischen und in der reformierten Bevölkerung, jeweils geteilt nach Stadt- und Dorfbewohnern. Die Kurven verlaufen konfessionsspezifisch grundverschieden, aber von einem Stadt-Land-Gegensatz finden wir keine Spur.

Ein Begriff, der trotz langjähriger Forschung noch klärungsbedürftig ist, ist der der „Geburtenkontrolle“ oder des „kontrazeptiven Verhaltens“ oder – um die Abwesenheit dieser Phänomene zu bezeichnen – derjenigen der „natürlichen Fruchtbarkeit“ der Eheleute. Der Konsens der Forschung zur menschlichen Fekundität in früheren Zeiten ist

mittlerweile, daß man nicht mehr bei lokalen und zeitlich begrenzten Schwankungen in der innerehelichen Fruchtbarkeit der Frauen eine befristete Einführung kontrazeptiver Methoden vermutet. Äußere Faktoren wie Ernährung und Gesundheit oder innere Mechanismen des demographischen Systems wie Heiratsalter oder Kindersterblichkeit führen zu Unterschieden in der Gesamthöhe der Fruchtbarkeit, die nicht notwendigerweise aus einem bewußten Eingreifen der Eheleute stammen müssen.<sup>6</sup>

*Figur 4: Die altersspezifische eheliche Fruchtbarkeit der Frauen in Kirchberg, Kastellaun und Gemünden 1660-1798 unterteilt nach Konfession*



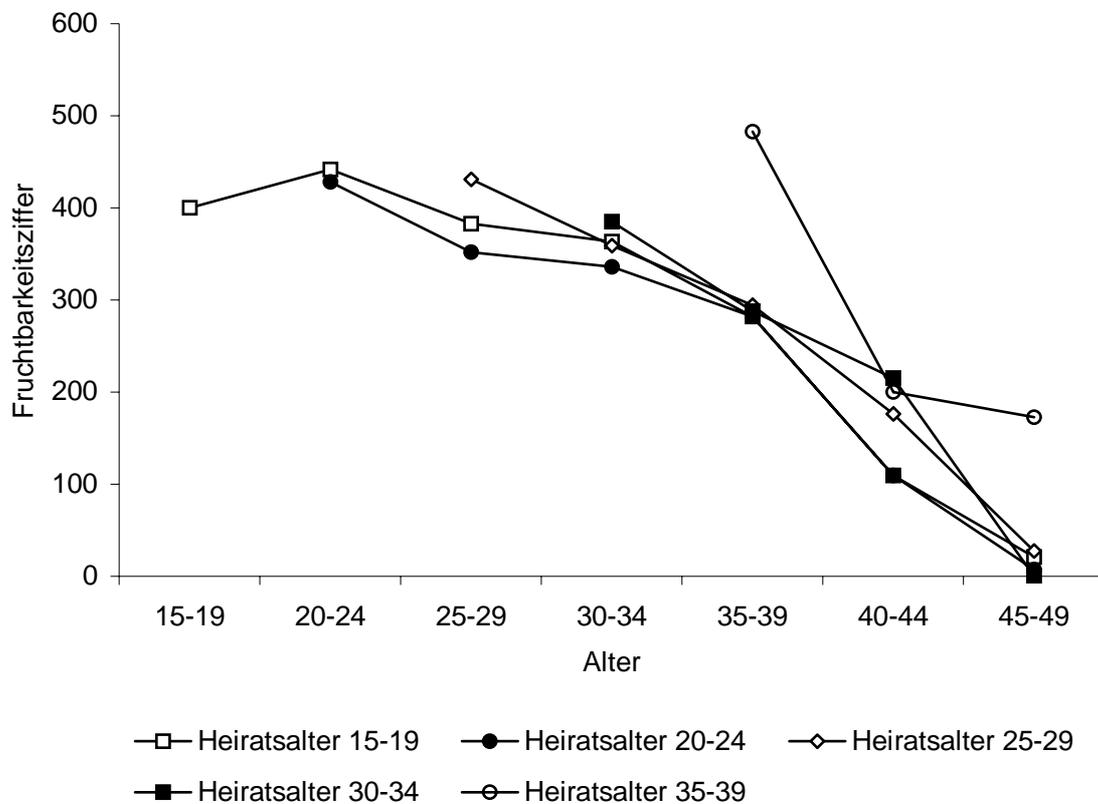
Figur 4 belegt für die Hunsrück-Gemeinden das typische Muster einer Bevölkerung ohne Geburtenkontrolle. Die Kurven der Fruchtbarkeitsziffer sind mit zunehmendem Alter der Frauen nach außen gewölbt, das heißt man hat nicht versucht, angesichts der Anzahl vorhandener Kinder die Geburtstätigkeit vorzeitig einzustellen. Das Alter der Mütter bei der letzten Geburt war im Durchschnitt 39 Jahre. Daraus folgt, daß es die Wechseljahre waren, die der Fortpflanzung ein Ende setzten. Unterschiede zwischen

6 Die wohl falschen Schlußfolgerungen früherer Forschungsarbeit in Deutschland auf diesem Gebiet werden nicht überall als überwunden angesehen, so daß der Mythos der Anwendung kontrazeptiver Methoden in der deutschen Kleinstadt lange vor dem demographischen Wandel in Werken mit Handbuchcharakter weiterhin anzutreffen ist; vgl. Christian PFISTER: Bevölkerungsgeschichte und historische Demographie 1500-1800, München 1994, S. 34.

den Konfessionsgruppen sollen auch hier nicht *per se* als Nachweis der Geburtenkontrolle gedeutet werden. Da frisch vermählte Paare in der Regel sexuell aktiver sind als in den späteren Jahren der Ehe, ist es nicht überraschend, daß die Fertilität der älteren lutherischen Frauen etwas höher liegt. Denn sie gingen mit durchschnittlich 27 Jahren etwa drei Jahre später in die Ehe als die Reformierten und Katholiken.

Erstaunlich ist allerdings, daß bei den reformierten Frauen die Fekundität nicht nachließ, ob sie schon fünf, zehn oder 15 Jahre verheiratet waren; (vgl. Figur 5).

*Figur 5: Die altersspezifische eheliche Fruchtbarkeit der Frauen in den reformierten Familien zu Kirchberg und Gemünden 1660-1798 unterteilt nach dem Heiratsalter der Frau*



Gleichwohl gehört das Stillen der Säuglinge und damit verbunden die Laktationsamenorrhöe zu den Grundelementen des alten demographischen Systems. Die konzeptionsverzögernde Wirkung des Stillens kann man anhand der Geburtenabstände nachweisen, sie hat vor 1800 (neben anderen Faktoren wie der hohen Kindersterblichkeit und Schwankungen im Heiratsalter der Frauen) eine Bevölkerungsexplosion verhindert.

*Tabelle 2: Das intergenetische Intervall und die Säuglingssterblichkeit in Kirchberg und Kastellaun 1743-1798*

<b>Geburten</b>	3-6	6-10	10-15	15-16	3-16
<b>Kirchberg (reformiert)</b>					
Anzahl der Familien	15	21	9	1	46
Kind am Intervallanfang starb	25,8	21,3	20,6	19,5	21,3
Kind am Intervallanfang überlebte	35,0	31,1	27,2	27,0	30,4
Intervallunterschied	9,2	9,7	6,7	7,5	9,1
<b>Kastellaun (lutherisch)</b>					
Anzahl der Familien	20	29	3		52
Kind am Intervallanfang starb	27,6	20,6	22,2		22,4
Kind am Intervallanfang überlebte	41,2	32,6	29,8		34,0
Intervallunterschied	13,6	12,0	7,6		11,6

Wenn man nämlich in Verbindung mit den Säuglingstoden die intergenetischen Intervalle mißt, stellt man fest, daß, wenn das Kind am Intervallanfang im ersten Lebensjahr starb, das nächste Kind deutlich schneller zur Welt kam: in der reformierten Bevölkerung zu Kirchberg im Durchschnitt neun Monate früher, unter den lutherischen Familien zu Kastellaun sogar fast zwölf Monate. Daraus könnte man auf Stillzeiten von weit über einem Jahr schließen. Denn auch zu der Zeit stillte nicht jede Mutter, nicht jede Frau erfährt eine Laktationsamenorrhöe und die Todesfälle der Säuglinge, die zum Abbruch des Stillens führten, fanden durchschnittlich nicht am ersten Lebenstag, sondern erst nach einigen Monaten statt. Allerdings ist der Unterschied zwischen den Konfessionsgruppen verdächtig, denn man müßte daraus lesen, daß die reformierten Frauen eine kürzere Zeit stillten als bei den Lutheranerinnen üblich. Dies kann aber durch andere Daten nicht bestätigt werden, denn die paritätisch klassifizierten Geburtenabstände liegen generell in den beiden Gruppen recht nah beieinander.<sup>7</sup> Kann man dann wirklich davon ausgehen, daß die Eltern nicht mit Absicht versuchten, ihre verstorbenen Sprößlinge zu ersetzen?

Wir haben also mit einer Bevölkerung zu tun, die keine Geburtenkontrolle im herkömmlichen Sinne praktizierte, sondern eine natürliche Einstellung zur Fortpflanzung an den Tag legte. Stillen gehörte gleichwohl als natürlicher Vorgang zum demographischen System und setzte als zeitlich befristete natürliche Verhütung der Vermehrung Grenzen. Dennoch kann demonstriert werden, daß eine „natürliche Einstellung“ zur Kinderzeugung – sprich die Nicht-Anwendung von kontrazeptiven Mitteln oder Methoden – nicht unbedingt gleichzusetzen ist mit völliger Passivität gegenüber der scheinbaren Lotterie der Geburtenfolge.

Für die Werte in Tabelle 3 sind die durchschnittlichen intergenetischen Intervalle ermittelt worden, paritätsspezifisch und getrennt nach Familien, in denen schon ein Sohn zur Welt gekommen war und überlebt hatte, und Familien, bei welchen noch kein Sohn geboren wurde bzw. überlebt hatte. Unter den Ehepaaren, die nur Mädchen zu ihren lebenden Kindern zählen konnten, stellt man durchweg kürzere intergenetische Intervalle fest. Bei den Protestanten sind die Abstände zur nächsten Geburt etwa fünf

<sup>7</sup> Vgl. SAUNDERS, Familie (wie Anm. 2), S. 342, Tab. 36.

Monate kürzer als in Familien mit männlichem Nachwuchs. In den katholischen Familien beträgt der Unterschied durchschnittlich drei Monate. Auch wenn die Datenmengen bei höherer Parität naturgemäß relativ klein sind, sind die Ergebnisse viel zu konsistent, um durch statistische Zufälle entstanden zu sein.

*Tabelle 3: Das intergenetische Intervall und das Streben nach männlichem Nachwuchs in Kirchberg, Kastellaun and Gemünden 1660-1798*

	N	1-2	N	2-3	N	3-4	N	4-5	N	5-6	N	6-7	N	7-8	N	1-16
Reformierte																
Familien mit bisher:																
Nur weibl. Kindern	124	25,7	76	27,5	39	31,0	14	25,1	7	22,1	4	29,9	1	24,3	266	26,9
Mind. einem Sohn	131	27,6	193	31,9	183	33,0	174	34,6	130	32,6	97	30,4	62	33,2	1060	31,9
Lutheraner																
Familien mit bisher:																
Nur weibl. Kindern	47	26,4	35	28,0	17	25,8	5	27,5	1	31,3					105	26,9
Mind. einem Sohn	40	26,3	73	32,7	70	32,7	64	30,0	48	32,8	36	32,4	21	33,3	367	31,5
Katholiken																
Familien mit bisher:																
Nur weibl. Kindern	138	27,1	64	28,5	31	31,6	12	42,1	4	28,9					249	28,7
Mind. einem Sohn	150	29,4	230	31,2	203	33,1	167	32,5	122	32,8	88	30,5	56	33,2	1094	31,8

Aus dieser Sachlage kann man wohl konstatieren, daß die Eltern (bewußt oder unbewußt) versuchten, die Zeugung zu steuern. Es war ihnen vermutlich wichtig, wenigstens einen Sohn und Erben großziehen zu können. War die Geburt eines Sohnes gelungen, ließ der Zeugungseifer nach. Ein wirtschaftlicher Anreiz, einen Sohn zu bekommen, war durchaus gegeben. Im Hunsrück herrschte die Realteilung, und diese führte gerade bei kinderreichen Familien zu einer zunehmenden Parzellierung der Grundstücke und dem Verlust der Rentabilität der Höfe. Im Normalfall jedoch erbte der älteste Sohn das Bauernhaus, die Nebengebäude und im Falle eines Handwerkers die Werkstatt. Er mußte für den Unterhalt der Eltern sorgen, wenn sie älter wurden und nicht mehr arbeitsfähig waren. Psychologische Momente können aber auch entscheidend mitgewirkt haben. In der stark patriarchalisch geprägten Gesellschaft zur Zeit der Aufklärung war wohl der Fortpflanzungstrieb der Eheleute an der männlichen Linie orientiert, der weibliche Nachwuchs wurde dagegen als eine Belastung für Familie und Sippe empfunden.

Es stellt sich auch die Frage, welche Form dieses Eingreifen der Eltern in ihre Fertilität angenommen haben kann. Es ist nicht anzunehmen, daß die Mädchen für eine kürzere Zeit gestillt wurden als die Jungen, denn dies müßte auf die geschlechtsspezifische Säuglingssterblichkeit Auswirkungen zeigen. Unter den Mädchen im Hunsrück war die Sterblichkeit im ersten Lebensjahr mit 17% – wie man auch sonst erwartet – etwas niedriger als bei den männlichen Geborenen (21%).<sup>8</sup> Wahrscheinlicher ist wohl ein größerer Eifer bei der Erfüllung der ehelichen Pflichten, sprich eine größere Häu-

<sup>8</sup> SAUNDERS, Familie (wie Anm. 2), S. 376.

figkeit des Geschlechtsverkehrs – vielleicht sogar eine Verlegung des prokreativen Akts auf die günstigsten Tage – seitens der Paare, bei denen noch kein männlicher Nachwuchs in Sicht war.

Die Feststellung einer Manipulation ihrer Fekundität durch die Eheleute stellt die sonst als erwiesen geltenden Ergebnisse zur Laktationsamenorrhöe in Frage bzw. bietet eine Lösung zu der Frage, wie hier Unterschiede zwischen den Konfessionsgruppen zustande kamen. Denn wenn man bereit ist zu akzeptieren, daß in einer nicht kontrazeptiven Bevölkerung das intergenetische Intervall sogar um fünf Monate von sexuell aktiven Paaren gesteuert werden kann, dann sind die verkürzten Geburtenabstände nach dem Tode eines Säuglings vielleicht nicht allein dem Abbruch des Stillens zuzuschreiben. Die Hälfte des Unterschieds könnte aus dem psychologischen Bedürfnis der Eltern stammen, das tote Kind zu ersetzen.

Selbstverständlich wäre es notwendig, die Ergebnisse aus dieser Mikrostudie durch vergleichbare Untersuchungen zu anderen Ortschaften und eventuell auch zu anderen Zeitabschnitten zu bestätigen oder zu relativieren. Denn erst dann wird man dieses Phänomen in ein Bild des demographischen Systems in Deutschland in der frühen Neuzeit einordnen können. Daß hier vor vorschnellen Schlußfolgerungen bei der Interpretation der Quellenauswertung gewarnt wurde, soll keineswegs als Schlag gegen die historisch-demographische Forschung verstanden werden. Im Gegenteil: es sollte hier gezeigt werden (die anderen Beiträge in diesem Band bestätigen auch diese Ansicht), daß viele Aspekte der Bevölkerungsgeschichte der frühen Neuzeit in Deutschland noch unvollständig erforscht worden sind. Fragen von zentraler Bedeutung, die man vor zehn Jahren dachte beantwortet zu haben, stehen wieder offen. Zu manchen sind fruchtbare Recherchen nur möglich, wenn wir – bei aller Offenheit für Anregungen aus anderen Fachrichtungen – historische Demographie wieder als eigenständige Disziplin betreiben und Bevölkerung ihre eigene Geschichte gönnen.

